

hernieder. Ihr bewundert in ihrem Brausen die reiche Tonleiter, welche die 7 Glocken von St. Eustache unanhörlich auf- und absteigt; ihr seht helle und schnelle Noten, wie ein Zickzack von Licht durchheilen und gleich dem Blitze verschwinden. Dort liegt die Abtei St. Martin, heiser und gespalten; dort tönt unheilvoll die Bastille, am andern Ende der dicke Thurm des Louvre. Das königliche Glockenspiel des Palais schleudert unaufhörlich glänzende Triller hinein, worauf in gleichen Zeiträumen die schwerfälligen Baßtöne der Glocken von Notre-Dame niedersinken und ihnen Funken entlocken wie der Hammer dem Amboss. Dann und wann schaut ihr Töne jeglicher Form vorüberziehen, welche von dem dreifachen Schwarm von St. Germain des Prés her vorüberziehen. Endlich öffnet sich diese Masse erhabenen Brausens, dem Discant von Ave Maria, welcher wie ein Sternbusch aufbricht und flimmert, den Durchgang zu leihen. Unten vernehmt ihr im tiefsten Concert den Gesang im Innern der Kirchen, wie er durch die vibrierenden Poren der Gewölbe dringt. — Gewiß eine Oper, die zu hören, der Mühe wohl verlohnt. Das Geräusch, wie es am Tage von Paris aufsteigt, ist die redende Stadt, des Nachts die aufathmende Stadt; hier ist es die singende Stadt. Leihet euer Ohr dem Tutti der Kirchtürme, breitet über das Ganze das Murmeln einer halben Million Menschen, die ewige Klage des Flusses, den unendlichen Hauch des Windes, das ferne und ernste Quartett der vier Wälder auf Hügeln des Horizonts, wie sie gleich riesenhaften Orgellasten dastehen; erlöschet dann in halben Tacten das zu Heisere und Schreuliche des Central-Glockenspiels, und gesteht dann aufrichtig, ob ihr etwas Reicheres, Fröhlicheres, Verblenderes kennt, als dieses Brausen der Thürme, diesen Schmelz der Musik, als diese zehntausend ehernen Stimmen, welche zugleich in steinernen Flöten von dreihundert Fuß Höhe singen, als die Stadt, welche zum Orchester wird, als die Symphonie mit dem Rauschen des Sturmes.

Gabriel Lafont.

11. Der Ocean der Tropenländer.*)

Sobald man den Wendekreisen naht, bietet der Ocean ein neues und interessantes Schauspiel: Alles regt sich mit wunderbarer Lebenskraft unter dem lothrechten Strahl der Sonne; die Fluthen wimmeln von Bewohnern jeder Form und Größe, die dem Schiffe überall nachfolgen, als hätte der Schöpfer sie angewiesen, das Monotone und Langweilige der Seefahrt durch allerlei angenehme Zerstreuungen erträglicher zu machen.

Keines der Phänomene, welche die Nähe der heißen Zone ankündigen, ist jedoch so überraschend, wie die Schwärme fliegender Fische. Ich war ganz hingerissen von Bewunderung und Entzücken, als ich zum ersten Male sah, wie diese anmuthig gestalteten und in lebhaften Farben prangenden kleinen Meerbewohner dem tiefen Fluthenschloß entflohen, eine Zeit lang in den Lüften hin- und herabwehten und dann wieder hinabsanken, nachdem die Sonnengluth ihre Schwingen getrocknet hatte.

Der fliegende Fisch ist von der Größe unserer Seebarbe. Er hat vier Flügel, die ihm als Schwimmfloßen dienen, wenn er sich im Wasser tummelt; zwei derselben, die näher am Kopfe sitzen, haben ungefähr die Länge seines Körpers, die anderen beiden sind weit kürzer. Diese Flügel bestehen aus einer durchsichtigen, hautartigen Substanz, deren Elasticität nur so lange anhält, als sie feucht ist; der Fisch kann also nur kurze Zeit in der Luft bleiben, und wird er lebhaft verfolgt, so macht er oft wahre Nicochet-Sprünge über die Fluthen. Die bedeutende Stärke seines Brustmuskels erleichtert ihm das Fliegen sehr. Trotz dieses Vortheils, den ihm die Natur so auszeichnend gewährt, ist der fliegende Fisch doch von unzähligen Gefahren umringt, und muß mehr auf seiner Hut sein, als irgend ein anderes Seethier. Sein wohlschmeckendes Fleisch ist ein Vorkochbissen für die Boniten, die Thunfische, Meerschweine, Blasfische und eine Menge anderer gefräßiger Mitbewohner des Oceans, die ihn im Wasser beständig verfolgen, und gelingt es ihm, diesen Würgern auf raschem Fluge zu entkommen, so hat er es mit den geflügelten Räubern der Lüfte, mit dem scharfsichtigen Fregattenvogel, dem Albatros, dem

*) Aus: G. Lafont's „Quinze ans de voyage autour du monde“.